They Look Like People

ALVERIC

18.08.2025

Warum «They Look Like People» mehr ist als nur Horror

In einer Ära, in der Blockbuster oft Millionenbudgets in Spezialeffekte, bekannte Gesichter und aufwendige Sets investieren, um ein schwaches Drehbuch zu kaschieren, wirkt der Indie-Film **They Look Like People** wie ein wohltuender Gegenentwurf. Als ich den Film zum ersten Mal sah, war ich in den ersten fünfzehn Minuten auf den schlimmsten B-Movie gefasst. Die Bildqualität schien schlecht, das Budget offensichtlich minimal, und mein erster Impuls war nicht Faszination, sondern Enttäuschung. Doch schon bald zog mich die Geschichte in ihren Bann. Ich wollte unbedingt wissen, wie alles endet. Und genau darin liegt die Stärke dieses Films. Er beweist, dass wahre Spannung nicht von teuren CGI-Explosionen lebt, sondern von der fragilen Grenze zwischen Wahrnehmung und Wirklichkeit.

Eine Geschichte im Schatten der Paranoia

Die Handlung ist schlicht, aber tiefgreifend. Wyatt, ein junger Mann, ist überzeugt, dass sich dämonische Wesen unter die Menschen gemischt haben. Getrieben von dieser Paranoia sucht er Zuflucht bei seinem alten Freund Christian. Während die beiden ihre Beziehung neu sortieren, wächst die Ungewissheit für den Zuschauer. Droht eine reale Gefahr, oder kämpft Wyatt gegen etwas in seinem Inneren?

Regisseur Perry Blackshear hält diese Frage lange offen. Aus dieser Ambivalenz entsteht eine stille, nachhaltige Spannung, die weit effektiver ist als jede Kaskade aus lauten Schockmomenten. Der Film bewegt sich elegant zwischen den Genres Drama, Horror, Mystery und Thriller, ohne sich in eines davon zwängen zu lassen.

Das Low-Budget als künstlerische Entscheidung

They Look Like People ist ein Paradebeispiel dafür, wie weit man mit klug gesetzten Prioritäten kommt. Über die Produktionskosten kursieren unterschiedliche Angaben, von gar keinem Budget bis zu rund 50′000 US-Dollar. Wahrscheinlich liegt die Wahrheit im Bereich des extrem geringen Budgets. Doch genau diese Beschränkung wurde zur Stärke.[1]

Entscheidend war nicht das Budget, sondern die Konzentration auf das Wesentliche. Es gab für die Hauptrollen gar keinen klassischen Casting-Prozess. MacLeod Andrews, Evan Dumouchel und Margaret Ying Drake waren enge Freunde Blackshears, mit denen er bereits im College zusammengearbeitet hatte. Andrews und Dumouchel hatten dort gemeinsam Theater gespielt und brachten laut Blackshear eine eingespielte gemeinsame Sprache mit an das Set. Diese reale Vertrautheit lässt sich in jeder Einstellung spüren, in der die beiden aufeinandertreffen.[2/3]

Die begrenzten Locations, eine Wohnung, ein Keller, nächtliche Strassen, aber auch taghelle Aussenaufnahmen wie auf einem typischen Beton-Basketballfeld, werden zu Spiegeln von Wyatts

innerem Zustand. Man sieht an manchen Stellen, wie wenig Geld für Equipment zur Verfügung stand. Teils massive Überbelichtung in Tagesaufnahmen und ungleichmässige Lichtverhältnisse zeugen davon. Doch statt auf kostspielige Schauwerte setzt Blackshear auf präzises Schreiben und atmosphärische Räume. Die Kamera bleibt oft dicht an den Figuren, lässt Szenen atmen und nutzt lange Einstellungen sowie gedeckte Farben, um einen fast dokumentarischen Realismus zu erzeugen.

Nähe statt Lärm

Das Herzstück der Inszenierung ist der bewusste Einsatz eines unzuverlässigen Erzählers. Wir sehen, hören und deuten die Welt durch Wyatts fragile Wahrnehmung. Dadurch verschwimmt die Realität zwischen Paranoia und möglicher Bedrohung. Dieses Stilmittel verstärkt das psychologische Unbehagen enorm.

Besonders hervorzuheben ist das Sounddesign. Es trägt entscheidend zur Wirkung bei, indem es eine ruhige, beinahe bedrückende Klanglandschaft schafft. Die Spannung entsteht in den leisen Momenten, durch Pausen, ein tiefes Brummen und feine Geräuschspuren. Der Film verzichtet bewusst auf klassische Horror-Soundtricks. Stattdessen arbeitet er mit subtilen akustischen Hinweisen, die den Zuschauer in Wyatts Kopf ziehen. Man hört Dinge, die vielleicht real sind, vielleicht auch nicht. Diese akustische Ambivalenz erzeugt ein Gefühl der Unsicherheit, das den Zuschauer dazu zwingt, jede Geräuschquelle zu hinterfragen, genau wie Wyatt selbst.

Als stilistisches Vorbild nannte Blackshear explizit Mike Flanagans «Absentia», konkret eine Szene, in der eine Frau sich die Zähne putzt, während im Hintergrund nur ein Duschvorhang zu sehen ist, ohne dass je etwas Konkretes gezeigt wird. Genau diese Ökonomie der Andeutung prägt auch They Look Like People.

Es ist ein Lehrstück dafür, wie Reduktion Empathie erzeugt.

Figuren, die echt wirken

Das emotionale Zentrum des Films ist die Freundschaft zwischen Wyatt (MacLeod Andrews) und Christian (Evan Dumouchel). Wyatt ist sanft und verletzlich, ein Mann, der sich vor seinen eigenen Gedanken flüchtet. Er zieht sich zurück, hört Stimmen, die niemand sonst vernimmt, und weiss nicht mehr, ob er verrückt ist oder ob ihm einfach niemand glaubt.

Christian hingegen inszeniert sich als neue, starke Version seiner selbst. Er wiederholt Selbstbestätigungs-Mantras, trainiert seinen Körper und versucht, ein Leben aufzubauen, das Kontrolle suggeriert. Doch seine starren Routinen und Selbstbekenntnisse verraten tiefe Unsicherheit. Beide Männer kämpfen auf unterschiedliche Weise mit dem Gefühl, nicht genug zu sein.

Margaret Ying Drake als Mara bringt schliesslich Wärme und eine leise Tragik in dieses Gefüge. Sie ist die Verbindung zwischen den beiden, gleichzeitig diejenige, die Christians aufgesetzte Selbstsicherheit am ehesten durchschaut. Ihre Präsenz ist zurückhaltend, aber sie verleiht dem Film einen emotionalen Ankerpunkt ausserhalb der männlichen Dynamik.

Was die Darstellerinnen und Darsteller so glaubhaft, verletzlich und echt macht, ist auch der Verzicht auf reine Fiktion in ihrer Beziehung zueinander. Blackshear nutzte die bestehende

Freundschaft bewusst, um eine Authentizität zu erreichen, die durch reine Schauspielerei oft schwer zu simulieren ist. Dass Mara im Film Christian mühelos über die Schulter wirft, ist kein Stunt-Trick, Margaret Ying Drake beherrscht tatsächlich Judo, eine Fähigkeit, die Blackshear bewusst in ihre Rolle schrieb, damit sie der Handlung nicht nur beiwohnt, sondern selbst handlungsfähig bleibt. Auch die kindlich-albernen Spielszenen zwischen Wyatt und Christian, etwa ihre improvisierten Kissen- und Sockenschlachten, gehen auf reale Erinnerungen des Regisseurs zurück. Die Vertrautheit zwischen den Dreien spürt man in jedem Blick, in jeder Pause, in der ungesagten Geschichte zwischen Menschen, die sich schon lange kennen.[4]

Themen: Mental Health und die Kraft des Vertrauens

Jenseits des Horrors verhandelt der Film Themen wie mentale Gesundheit, etwa Schizophrenie oder akustische Halluzinationen, mit grosser Empathie und Respekt. Er stellt die fundamentale Frage, wie weit Vertrauen gehen kann, wenn die Realität für zwei Menschen völlig unterschiedlich aussieht.

Blackshear hatte sich vor dem Dreh intensiv mit dem Thema auseinandergesetzt, unter anderem durch Oliver Sacks' «Hallucinations»[5], in dem zahlreiche reale Fälle dokumentiert sind, etwa Menschen, die Musik oder Stimmen hören, obwohl niemand singt oder spricht. Genau dieses Motiv taucht im Film wieder auf, wenn Mara beiläufig erzählt, manchmal einen Chor zu hören, eine kleine, unaufgeregte Szene, die zeigt, wie nah auch vermeintlich stabile Figuren an der gleichen Kippe stehen wie Wyatt. Die im Film verhandelte Paranoia lässt sich zudem in eine längere kulturhistorische Linie stellen, an deren Ende etwa der Fall der Irin Bridget Cleary steht, die 1895 von ihrem Ehemann getötet wurde, weil er sie für einen Dämon in ihrer eigenen Gestalt hielt. Die Angst vor dem Vertrauten, das plötzlich fremd wird, ist also weit älter als jedes moderne Genrekino.

Das Finale bleibt ruhig und herzzerreissend. Es hinterlässt keine einfachen Antworten, sondern eine produktive Unklarheit, die den Zuschauer noch lange nach dem Abspann beschäftigt. Der Film ist weniger ein Monsterfilm als ein menschliches Drama mit Horrorkante.

Die Kritikerstimmen

Die Fachpresse hat diese Nuancen schnell erkannt. Dread Central nannte den Film einen «deliberately paced and subdued stunner», der durch seinen echten Ansatz von Sorge und Respekt gegenüber dem Thema überzeugt.[6]

Auch auf Plattformen wie Rotten Tomatoes[7] und Letterboxd[8] fällt die Resonanz überwiegend positiv aus. Ein Kommentar[9] auf Letterboxd bringt die Verteidigung des Films auf den Punkt. Wer hier keine Spannung erkenne, habe den Film entweder gar nicht richtig gesehen oder sei schlicht zu sehr an laute Jumpscares gewöhnt, um zu begreifen, dass hier eine «wahre Darstellung der Schrecken von Psychose und männlicher Freundschaft» gelingt, ganz ohne Figuren, die grundlos zu Widerlingen gemacht werden.

Ein Film, der bleibt

They Look Like People ist der Beweis, dass ein gutes Drehbuch und starke Schauspieler wichtiger sind als jedes Budget. Wer Arthouse-Horror und intime Indie-Erzählungen schätzt, bekommt hier

ein Meisterwerk geboten. Er ist das genaue Gegenteil von Grossproduktionen, die versuchen, mit Spektakel zu blenden.

Das Ende bleibt bewusst offen. Jeder Zuschauer nimmt vielleicht etwas anderes aus dem Film mit. Wer einen klassischen Horrorschocker erwartet und sich dadurch nicht auf die eigentliche Geschichte einlässt, wird vermutlich enttäuscht sein. Wenn du dich jedoch auf eine gute, aber auch schwere Geschichte mit Gruselfaktor einlassen möchtest, ohne dabei auf Substanz verzichten zu müssen, machst du mit diesem Film absolut nichts verkehrt. Was mich in den ersten Minuten noch abgestossen hatte, erwies sich schon während des ersten Sehens als das eigentliche Fundament des Films. Die rohe, ungeschliffene Bildsprache ist kein Mangel, den man trotz allem übersieht, sie ist die Bedingung dafür, dass die Geschichte so nah an einen herankommt. Am Ende bleibt nicht der Schreck, sondern das Gefühl, etwas Menschliches gesehen zu haben, das sich festsetzt.

Für Betroffene: Wenn du oder jemand, den du kennst, mit ähnlichen Erfahrungen konfrontiert ist, gibt es Unterstützung. In der Schweiz erreichst du die Telefonseelsorge unter 143 kostenlos und rund um die Uhr. Weitere Informationen findest du auf Pro Mente Sana.

Quellen und Belege

- 1. They Look Like People (2015) - *Wikipedia*
- 2. They Look Like People is a horror that „spans genres“ - *SciFiNow*
- 3. A familiar face - *Eye for Film*
- 4. They Look Like People (2015) - Cast and Crew - *IMDb*
- 5. Oliver Sacks: Hallucinations, Erstveröffentlichung 2012 (Knopf, ISBN: 9780307957245), deutsche Ausgabe: Drachen, Doppelgänger und Dämonen (Rowohlt, 2013, ISBN: 9783498064204)
- 6. They Look Like People (2015) - Reviews - *Dread Central*
- 7. They Look Like People | Audience Reviews - *Rotten Tomatoes*
- 8. They Look Like People - *Letterboxd*
- 9. They Look Like People (Kommentar) - *IncubusMommy auf Letterboxd*